

Franziska Thun-Hohenstein

Nachwort

„Die Zeugen verstummen, die Literatur, die Zeugnis gibt, verschwindet. Der einzige Zweifel, die einzige Frage, auf die wir noch keine Antwort gefunden haben, ist folgende: Wird es eine Literatur der Vernichtungslager geben, die über die Zeugnis- oder Erinnerungsliteratur hinausgeht?“ Der spanische Schriftsteller Jorge Semprun formulierte diese Frage aus Anlaß des 60. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald und gab zugleich seiner Hoffnung Ausdruck, daß die Erfahrung des GULAG bei der nächsten Gedenkfeier in zehn Jahren „in unser kollektives europäisches Gedächtnis eingegliedert“ worden sei: „Hoffen wir, daß neben die Bücher von Primo Levi, Imre Kertész oder David Rousset auch die *Erzählungen aus Kolyma* von Warlam Schalamow gerückt wurden.“ Jorge Semprun hatte für sich das ästhetische Potential der lakonischen Prosa des russischen Schriftstellers Warlam Schalamows bereits 1969 entdeckt, als er die ersten, in westliche Sprachen übersetzten Erzählungen las. „Ich hatte den Eindruck“, schrieb er später, „daß mein Blut zurückgeflossen wäre, daß ich wie ein Phantom in dem Gedächtnis des anderen schwämme. Oder daß Schalamow wie ein Phantom in meinem Gedächtnis schwämme. Jedenfalls war es dasselbe Doppelgedächtnis.“

Schalamow und Semprun schrieben im Bewußtsein, Zeugen gewesen zu sein. Das Stichwort vom „Doppelgedächtnis“ verweist auf eine gemeinsame Erfahrung: Beide hatten am eigenen Leibe erleben müssen, was es bedeutete, einem der europäischen Terrorsysteme des 20. Jahrhunderts ausgeliefert gewesen zu sein. Beide hatten den Tod im Lager gewissermaßen „durchlebt“ (Semprun) – der eine als politischer Häftling und Jude in einem deutschen Konzentrationslager, der andere in den „Besserungsarbeitslagern“ des stalinschen GULAG. Und beide, den spanischen wie den russischen Autor beschäftigte die Frage, wie die Erinnerung an das Erlebte mit literarischen Mitteln wachgehalten werden könne. Ihre Schreibsituation konnte jedoch verschiedener kaum sein: Semprun schrieb vor dem Hintergrund wachsender internationaler Anerkennung, Schalamow in einer poststalinistischen Sowjetunion, in der nach zaghaften Ansätzen unter Chruschtschow ein Sprechen über den GULAG weiterhin tabuisiert war. In einer derartigen Kultursituation war jedwede schriftliche wie mündliche Äußerung über die Terror- und Gewaltpraktiken, mit deren Hilfe die Sowjetordnung aufgebaut und aufrechterhalten wurde, ein Wagnis.

Nahezu achtzehn Jahre, davon vierzehn Jahre in der Kolyma-Region im fernöstlichen Sibirien, hatte Warlam Schalamow als Lagerhäftling die zerstörerische Wirkung des GULAG auf den Menschen erlebt. Er hatte überlebt und sich zeitlebens mit den ästhetischen Möglichkeiten und Grenzen erinnernden Schreibens über den GULAG auseinandergesetzt. Seine poetologische Antwort ist eindeutig: Die von ihm favorisierte Prosa sollte einem Dokument ähnlicher sein als der traditionellen Prosa, verfaßt von einem Beobachter, einem Zuschauer. Der Schriftsteller, so Schalamow, müsse Teilnehmer am Lebensdrama sein, und zwar nicht im Gewand eines Schriftstellers. Federführend sei nicht Orpheus, der in die Hölle hinabgestiegen war, sondern Pluto, der aus der Hölle heraufgestiegen war.

Die *Erzählungen aus Kolyma* des Dichters und Schriftstellers Warlam Schalamow, dessen 100. Geburtstag am 18. Juni diesen Jahres begangen wird, zählen zweifellos zu den wichtigsten literarischen Texten über den GULAG. Gleichwohl ist Schalamow dem deutschen Leser weniger bekannt als Alexander Solschenizyn oder selbst Jewgenia

Ginsburg. Auch in den internationalen Debatten über literarisches Schreiben „nach Auschwitz“ bzw. nach dem GULAG spielt sein Name eine eher geringe Rolle.

Eine der möglichen Ursachen ist die Publikations- und Rezeptionsgeschichte von Schalamows Hauptwerk. In der Sowjetunion konnten die aus sechs Zyklen bestehenden *Erzählungen aus Kolyma*, an denen er zwischen 1954 und den 70er Jahren arbeitete, erst in der Perestrojka-Zeit Ende der 80er Jahre vollständig erscheinen. Ende der 60er Jahre kursierten jedoch einige Erzählungen in den internen Kommunikationskreisen des sowjetischen Samizdat (des Selbstverlages), gelangten in den Westen und wurden in Zeitschriften der russischen Emigration publiziert. Zugleich erschienen erste Sammelbände mit Übersetzungen ins Deutsche und Englische. Im Februar 1972 druckte die sowjetische „Literaturzeitung“ einen von Schalamow unterzeichneten Brief, in dem er sich gegen die von ihm nicht autorisierten Publikationen in der russischen Emigrantenpresse verwahrte und dagegen protestierte, der Welt als „antisowjetischer Untergrundautor“ präsentiert zu werden. Ein wichtiger Polemikpunkt war für Schalamow die Tatsache, daß Erzählungen aus dem Zusammenhang herausgerissen und einzeln publiziert wurden. In einer postum veröffentlichten Tagebuchnotiz (ebenfalls vom Februar 1972) hat Schalamow seine Position nachdrücklich bekräftigt.

In Kreisen der Dissidenz wurde der Brief als Zeichen der Schwäche gewertet. Andererseits wurde dem Verfasser zugute gehalten, er habe unter großem Druck gestanden und mit Hilfe gängiger Floskeln der politischen Propagandasprache seine Loyalität gegenüber der Sowjetmacht unter Beweis stellen wollen. Der Druck war in der Tat enorm. Schalamow wußte, daß die Publikationen in der westlichen Presse ihm den Weg zu weiteren Veröffentlichungen innerhalb der Sowjetunion versperrten. Denn obgleich sein Hauptwerk, die *Erzählungen aus Kolyma* verboten blieben, konnten doch zumindest einige Gedichtbände erscheinen, in denen Terror und Gewalt nicht ebenso direkt thematisiert werden wie in den Prosatexten. Und dabei ging es Schalamow nicht nur um öffentliche Anerkennung, sondern ebenso ums nackte Überleben, denn die niedrige Rente reichte kaum zum Leben.

Der Brief vertiefte auch die zu diesem Zeitpunkt bereits bestehenden Spannungen zwischen Schalamow und Alexander Solschenizyn, dem bekanntesten Autor der russischen literarischen Dissidenz, dessen künstlerische Untersuchung des *Archipel GULAG* zu diesem Zeitpunkt noch nicht erschienen war. Noch in den späten 90er Jahren wiederholte Solschenizyn seinen Unmut über Schalamows damalige Äußerungen. Es ging insbesondere um einen Satz, der nicht nur bei Solschenizyn das meiste Befremden bzw. die meiste Entrüstung hervorrief und in dem es hieß, die Problematik der *Erzählungen aus Kolyma* sei nach dem XX. Parteitag der KPdSU (1956) längst vom Leben überholt worden. Solschenizyns Urteil war unmißverständlich – Schalamow habe sich öffentlich von der Sache losgesagt, der er sein ganzes Leben widmete.

Die Differenzen zwischen Solschenizyn und Schalamow sind Indiz für ein fundamentales Problem, das zunächst unausgesprochen blieb. Der Brief eröffnet einen Zugang, um zu verstehen, von welcher Warte aus Warlam Schalamow über das 20. Jahrhundert schrieb und urteilte. Der Protest gegen eine politische Instrumentalisierung seiner Person und seiner literarischen Texte war aufrichtig. Die Logik seiner Argumentation führt zu einer Frage, die er für die Schlüsselfrage des 20. Jahrhunderts überhaupt hielt: Wie konnten Menschen, die über Generationen in den Traditionen der humanistischen Literatur des 19. Jahrhunderts erzogen worden waren, Auschwitz, Kolyma hervorbringen? Schalamows scharfe Abrechnung mit dem Humanismus des 19. Jahrhunderts hat eine ethische und eine ästhetische Seite. Die Kompromißlosigkeit seiner Position mag erstaunen, war er doch selber in den ethischen Traditionen der russischen Intelligenzija erzogen worden.

Geboren 1907 in der nordrussischen Stadt Wologda, wuchs Warlam Schalamow in einer Stadt auf, die im zaristischen Rußland seit Jahrhunderten ein traditioneller Verbannungsort war. Vom altgläubigen Protopopen Awwakum im 17. Jahrhundert bis zum Sozialrevolutionär Boris Sawinkow, dem Marxisten und späteren Religionsphilosophen Nikolai Berdjajew oder dem ersten sowjetischen Volksbildungskommissar Anatoli Lunatscharski gab es kaum einen namhaften Vertreter des russischen Freiheitskampfes, der nicht in Wologda gewesen wäre. Der Geist des Widerstandes, vermerkte Schalamow nicht ohne Stolz in seinen Kindheitserinnerungen (*Das vierte Wologda*, 1968-1971), habe der Stadt ihr unverwechselbares Gepräge gegeben. Das besondere moralische und kulturelle Klima in Wologda habe dazu geführt, daß die Anforderungen an das persönliche Leben und Verhalten hier höher gewesen seien als in jeder anderen russischen Stadt. Schalamow legte Wert darauf, daß sein Vater, ein orthodoxer Geistlicher, ebenfalls Anhänger liberaler Positionen war. Nachdem Tichon Schalamow zwölf Jahre als orthodoxer Missionar in Amerika auf den Aleuten (Alaska) gewirkt hatte, kehrte er mit seiner Familie 1905 ins russische Wologda zurück und übernahm dort eine Priesterstelle. Er pflegte Umgang mit politisch Verbannten und begrüßte die Februarrevolution von 1917. Vielleicht war es dieser Geist, der den künftigen Schriftsteller, kaum daß er die Schule beendet hatte, aus Wologda nach Moskau aufbrechen und Jura studieren ließ. Zwar hätte es der Vater lieber gesehen, wenn er Geistlicher oder Arzt geworden wäre, aber der Sohn ging seinen eigenen Weg.

Das Verhältnis zum Vater war insgesamt ein gespanntes. In den Erinnerungen zeichnet Schalamow das Bild eines dominanten Vaters, der von seinen Kindern erwartete, daß sie den von ihm vorgegebenen Lebensregeln folgten. Für den Vater habe es nur ein Erziehungsprinzip gegeben, das Prinzip des „ersten Anstoßes durch Gott, durch den Vater“, dementsprechend habe er das Leben jedes seiner Kinder von Geburt an durchprogrammiert und keine Niederlagen geduldet. Als das mit Abstand jüngste von fünf Geschwistern, heißt es in *Das vierte Wologda*, sei er in der Familie einem fast automatisch funktionierenden Mechanismus von Begrenzungen, Verboten und Regeln unterworfen gewesen. Seine Opposition, sein Widerstand, erinnert sich Schalamow, gingen bis in die früheste Kindheit zurück.

Die frühe Neigung fürs Lesen, insbesondere für Gedichte, wurde in der Familie nicht verstanden. Mit Ausnahme vielleicht Nadeshdas Schalamowas, der Mutter, die Lehrerin war, Gedichte liebte, Verse von Puschkin auswendig konnte, ihre Neigungen jedoch nicht auszuleben vermochte, da sie vom schweren Alltag einer siebenköpfigen Familie aufgezehrt wurde. Der Vater indes akzeptierte nur eine Literatur, der er eine pragmatische Funktion fürs Leben abgewinnen konnte. Das Wologda seiner Jugend, beklagte Warlam später, konnte nur Nikolai Nekrassow (1821-1876) anbieten, einen Dichter, der die Traditionen der russischen Volksdichtung und die Ideale der revolutionären Demokraten miteinander zu verbinden suchte. Warlam schrieb schon als Schüler eigene Gedichte, las und stritt über Autoren, die der Vater radikal ablehnte, ob Klassiker wie Alexander Puschkin und Michail Lermontow, Symbolisten wie Dmitri Mereschkowski und Alexander Block oder auch Vertreter der Avantgarde wie Boris Pasternak und Welimir Chlebnikow.

Zum Schluß der Kindheitserinnerungen faßt Schalamow rückblickend zusammen, daß er sich als vierzehnjähriger vorgenommen hatte, stets genau das Gegenteil von dem zu tun, was der Vater für ihn geplant hatte: Der Vater wolle, daß er sich gesellschaftlich engagiere, er werde das nicht tun und wenn, dann in einer anderen Form. Der Vater wolle, daß er bloß nützliche Bekanntschaften pflege, er werde das nicht tun. Der Vater hasse Gedichte, er werde sie lieben. Der Vater liebe die Jagd, er selber jedoch werde kein Gewehr in die Hand nehmen, keinen einzigen Schuß abgeben. Schärfer hätte die Opposition zum Erziehungsprogramm des Vaters

kaum ausfallen können. Der Sohn hatte sich innerlich längst aus der vom Vater vorgegebenen Sicht auf die Welt gelöst und ging 1924 nach Moskau.

Die geistige Atmosphäre von Wologda, die jugendliche Begeisterung für Sozialutopien und speziell für die russischen Sozialrevolutionäre, selbst die Geradlinigkeit des Vaters hatten jedoch Spuren hinterlassen. Nicht zufällig begann er Jura, genauer gesagt „sowjetisches Recht“ zu studieren. Und nicht zufällig führte ihn sein Weg schließlich in die Reihen der politischen Opposition, als deren aktiver Teilnehmer er sich zwischen 1927 und 1929 verstand. Die zahlreichen jungen Leute, die sich in der Universität und in den Hochschulen trafen und die Emphase der damaligen Aufbruchzeit teilten, waren angetreten, wie er später schrieb, „den Himmel zu erstürmen“. Sie lebten in dem Gefühl, die Geschichte mit ihren eigenen Händen zu machen. Später wird Schalamow bilanzieren: „Ich habe an einer großen verlorenen Schlacht für eine wirkliche Erneuerung des Lebens teilgenommen.“

Doch habe er nicht allein für die Veränderung der Wirklichkeit gestritten. In seinen Erinnerungen schreibt er, sein Leben sei in die zwei klassischen Bereiche geteilt gewesen: Gedichte und Wirklichkeit. Er knüpfte Kontakte zu literarischen Kreisen, vor allem um linke Künstler wie Ossip Brik, Wladimir Majakowski und Sergej Tretjakow, beteiligte sich an der Arbeit literarischer Zirkel, ging zu Disputen und Lesungen. Tretjakow, bekräftigte er retrospektiv, sei ein Meister der Journalistik gewesen. Ein Gespür für Dichtung jedoch, das dem jungen Schalamow ebenfalls wichtig war, habe er bei den Vertretern der „Linken Front der Künste“ (LEF) vergebens gesucht. Er habe damals nicht bloß Gedichte geschrieben, sondern habe verstehen wollen, wie man Gedichte schreibt. Es habe sich aber herausgestellt, daß bloßes poetisches Handwerk, das Schmieden von Versen im Dienst einer bestimmten Sache alleine nicht ausreiche, um echte Verse zu schreiben: „Dichtung ist Schicksal und kein Handwerk.“

Am 19. Februar 1929 erfolgte der Einschnitt, der sein Leben für immer veränderte: Warlam Schalamow wurde in einer illegalen Universitätsdruckerei wegen der Verbreitung von „Lenins Testament“ verhaftet. Vorgeworfen wurde ihm „konterrevolutionäre Agitation und Organisation“ (nach dem berüchtigten Paragraphen 58, Punkte 10 bzw. 11). Die anderthalb Monate Einzelhaft bezeichnete Schalamow rückblickend als wichtige Lehrzeit, schließlich sei die russische Intelligenzija ohne Gefängniserfahrung – „keine richtige Intelligenzija“. Das Urteil aber schockierte – drei Jahre Haft im Konzentrationslager als „sozial gefährliches Element“ mit anschließender fünfjähriger Verbannung im Norden. Die Einstufung als „sozial gefährliches Element“ bedeutete nicht nur eine Gleichsetzung mit Kriminellen, sondern hieß auch, ein Leben lang das Kainsmal eines Ausgeschlossenen zu tragen. Der Lagerhaft im Nordural ist der unvollendet gebliebene Dokumentarbericht *Wischera. Ein Antroman* (1970) gewidmet. Die Jahre Lagerhaft hätten ihm gezeigt, heißt es dort, daß er mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehe und sich nicht vor dem Leben zu fürchten brauchte. Nach der Entlassung aus dem Lager 1931 arbeitete Schalamow zunächst auf einer Großbaustelle im Ural, kehrte dann bereits ein Jahr später nach Moskau zurück.

Sein vorrangiges Interesse galt jetzt der Literatur bzw. der Journalistik. Er publizierte erste Skizzen und Erzählungen. Im Jahre 1934 heiratete er Galina Guds, wurde im Jahr darauf Vater einer Tochter. Doch die scheinbare Normalität eines Alltagslebens trügte.

Im Januar 1937 erfolgte die zweite Verhaftung. Die Anklage inkriminierte ihm diesmal „konterrevolutionäre trotzkistische Tätigkeit“ und das Urteil lautete fünf Jahre „Arbeitsbesserungslager“ (der Begriff Konzentrationslager war zu diesem Zeitpunkt aus der offiziellen sowjetischen Terminologie bereits getilgt). Mit

anderen Leidensgefährten wurde Schalamow zuerst wochenlang in Viehwaggons ins Ungewisse transportiert. Nach einer Zwischenstation in Wladiwostok brachte man sie dann mit dem Schiff in die Bucht Nagaewo, die damals einzige Verbindung in die Kolyma-Region um den gleichnamigen Fluß im Nordosten Sibiriens. Im allgemeinen Sprachgebrauch wurde die Kolyma einer Insel gleichgesetzt und dem übrigen Territorium der Sowjetunion als dem „Festland“ gegenübergestellt. Die Realität des Lageralltags überstieg alles, was Schalamow bisher an Gefängnis- bzw. Lagererfahrung gemacht hatte und was er für vorstellbar hielt.

Allein schon durch die geographischen Bedingungen war der Mensch hier völlig von der Welt abgeschnitten. Zudem machten die herrschenden extremen klimatischen Bedingungen, vor allem die langen und strengen Winter mit Temperaturen von bis zu minus 60°C und darunter eine Flucht nahezu unmöglich. Überlebende berichten in ihren Erinnerungen, daß bei der Planung mancher Lagerpunkte daher auf die sonst übliche Abgrenzung der Lagerzone vom Umland durch einen Stacheldrahtzaun verzichtet wurde. Die eigentlich unbewohnbare Kolyma-Region wurde zu einem Zentrum des GULAG-Wirtschaftsimperiums, lagern dort doch große Vorkommen von Gold, Uran und anderen Bodenschätzen. Das extreme Klima und die unmenschlichen Arbeitsbedingungen führten dazu, daß die Gefangenen, die offiziell selbst bei minus 50 Grad, in der Realität jedoch auch bei niedrigeren Temperaturen noch arbeiten mußten, binnen weniger Monate regelrecht verbraucht wurden. Alexander Solschenizyns Bezeichnung der „Besserungsarbeitslager“ als „Vernichtungsarbeitslager“ trifft hier ganz besonders zu: Der Tod durch Arbeit – nicht nur durch Hunger, Kälte oder Erschießungen – lag durchaus im Kalkül der politischen Macht. In den Lagern kursierte nach 1945 nicht zufällig das Stichwort von „Auschwitz ohne Öfen“. Die Kolyma-Region galt innerhalb des GULAG-Imperiums als „Pol der Grausamkeit“ und der Begriff Kolyma avancierte zum Symbol für das GULAG-System.

Kaum vorstellbar, daß jemand von den Häftlingen der unwirtlichen und eisigen Natur einen Reiz abgewinnen könnte. Und doch findet Schalamow für die „böse Taiga“, wie er sie in einem Vers nennt, in den Gedichten und in einigen *Erzählungen aus Kolyma* Sätze, die neben der Verlorenheit des Menschen in der Taiga auch die rauhe Schönheit der Natur anklingen lassen: „Die Bergkuppen waren weiß, leicht blaustichig, wie Zuckerhüte. Rund und unbewaldet, waren sie mit einer dünnen Schicht von festem, vom Wind gepreßten Schnee bedeckt.“ Flora und Fauna hatten sich den klimatischen Bedingungen angepaßt. „Die Bäume sterben im Norden im Liegen, wie die Menschen“, heißt es in einer Erzählung. Für den Menschen war ein Überleben kaum möglich, noch dazu, wenn er der Taiga hilflos und schutzlos ausgeliefert wurde.

Insgesamt siebzehn Jahre sollte Schalamow in dieser Region zubringen müssen, denn 1942, d.h. noch im Lager wurde er wegen angeblicher systematischer „konterrevolutionärer Propaganda“ unter den Gefangenen zu weiteren zehn Jahren Lagerhaft verurteilt. Überleben, das hätten alle verstanden, schreibt Schalamow später, konnte man unter diesen Bedingungen nur durch einen Zufall. Er hatte Glück – nach endlosen Jahren in verschiedenen Goldminen und Lagern der Kolyma-Region, nachdem er als Dochodjaga (der Begriff bezeichnete in der russischen Lagersprache einen Gefangenen, der an der Schwelle des Todes stand) mehrfach dem Tod näher war als dem Leben, ihm aber vor allem dank der Hilfe von Lagerärzten entkam, erhielt er die Möglichkeit, an einem Feldscherlehrgang teilzunehmen. Die Tätigkeit als Arzthelfer sicherte ihm in den letzten Haftjahren ein etwas privilegiertes Dasein. Selbst der Drang und die Fähigkeit zu dichten kehrten wieder. In einem der Gedichte aus dieser Zeit vergleicht er die Dichtung mit einem „vergessenen Haus“.

Ab 1949 konnte er nach zehn Jahren Lagerdasein zwischen Steinbrüchen, Goldminen und Krankenbaracken allein in einer Hütte leben, in der sich ein provisorisches Ambulatorium befand. Unverhofft hatte er sowohl die

Zeit als auch die Möglichkeit zum Schreiben. Schalamow spricht rückblickend von einem nahezu ununterbrochenen Strom von Versen, so daß der bloße Akt des Aufschreibens mit einer physischen Anstrengung verbunden war, durch welche die Muskeln der Hand ermüdeten. Jeden Vers habe er grundsätzlich sofort notieren müssen, damit er nicht verloren ginge. Viele Zeilen habe er zuerst auf irgendwelche Zettel geschrieben, sie existierten daher zunächst u.a. als „Krakel auf Rezeptpapier“. Der „Instinkt des Gefangenen“, wird er später notieren, habe ihn bewogen, nicht in Prosa zu schreiben“, denn für Prosa sei das Territorium der Kolyma zu gefährlich. Er nähte sich selber aus grobem gelbem Papier – z.T. sogar aus weißem Einschlagpapier, das ihm ein Mitgefangener besorgte – Hefte zusammen, in die er die Gedichte übertrug. Die allerersten, auf verschiedensten Zetteln erfolgten Niederschriften einzelner Verse oder auch Gedichte verbrannte er anschließend.

1951 wurde Warlam Schalamow aus der Lagerhaft entlassen. Zwei Jahre später konnte er zwar die Kolyma-Region verlassen, durfte allerdings erst 1956, nach der Rehabilitierung nach Moskau zurückkehren. Dennoch fuhr er 1953 heimlich durch Moskau, besuchte seine Familie und nutzte die Gelegenheit, um den von ihm sehr verehrten Dichter Boris Pasternak aufzusuchen. Schalamow hatte ihm nach seiner Entlassung aus dem Lager, noch bevor er die Kolyma verlassen konnte, durch einen Vertrauten zwei Hefte mit Gedichten geschickt, worauf sich zwischen beiden ein intensiver Briefwechsel entwickelt hatte.

Warlam Schalamow hatte überlebt. Körperlich und seelisch aber blieb er für immer vom Gesehenen und Erlebten gezeichnet. Eine Rückkehr ins Leben, eine Rückkehr zur Literatur konnte kein Anknüpfen an Vorheriges, kein einfaches „Weiterleben“ oder „Weiterschreiben“ bedeuten. Im Lager seien die Maßstäbe verschoben, bilanzierte Schalamow 1961 in „Was ich im Lager gesehen und begriffen habe“. Er habe „die außerordentliche Fragilität der menschlichen Kultur und Zivilisation“ erkannt. Und er habe begriffen, daß der Mensch unter Bedingungen extremer Kälte, harter Arbeit, Hunger und Schlägen sich in drei Wochen in ein Tier verwandle. Es sei sehr schwer, nahezu unmöglich, fügte er hinzu, aus diesem Zustand in den Zustand der Freiheit hinüberzuwechseln, ohne daß dem Menschen eine lange Amortisationsphase zugestanden werde.

Schalamow war in seinen Urteilen wie in seinem Verhalten rigoros und kompromißlos. Er schonte weder sich, noch die Mitmenschen, selbst diejenigen nicht, die ihm am nächsten standen. Er wurde unduldsam gegenüber einstigen Mitstreitern wie Alexander Solschenizyn oder Nadeschda Mandelstam, denen er sich am meisten verbunden gefühlt hatte und deren literarische Auseinandersetzung mit den Gewaltexzessen in der russischen Geschichte des 20. Jahrhunderts er am meisten schätzte.

Insbesondere die Beziehungen zu Frauen gestalteten sich kompliziert. Die Ehe mit Galina Guds zerbrach. Er heiratete 1956 ein zweites Mal. Doch auch die Ehe mit der Schriftstellerin Olga Nekljudowa wurde zehn Jahre später geschieden. Das Lager sei die Ursache dafür, hatte er einmal lakonisch konstatiert, daß Frauen in seinem Leben keine große Rolle spielten. Die jahrelange Zwangsnähe im Lageralltag hat Schalamows Akzeptanz fester sozialer Bindungen im Alltag, insbesondere von Familie und Partnerschaft offenbar stark beeinträchtigt. Anfang der siebziger Jahre erinnert er in *Wischera* an die Wochen seiner ersten Einzelhaft im Moskauer Butyrka-Gefängnis (1929) und bekräftigte, die Einsamkeit sei „der optimale Zustand des Menschen“: „Die ideale Ziffer ist die eins. Dem einzelnen hilft Gott, die Idee, der Glaube.“ Ehe und Familie, die eigentlich erstrebenswerteste Form des Zusammenlebens zweier Liebender, deutete er in einem Brief an die späte Geliebte und langjährige Vertraute Irina Sirotinskaja sogar als Opferung der Persönlichkeit, als Auslöschung des eigenen Lebens in fremden Interessen. Das Gefühl, daß der einzelne immer, in jeglicher Form des Zusammenlebens gefährdet sei, hatte Warlam Schalamow in seinem Leben nicht mehr überwinden können.

Aus den Erinnerungen derer, die Schalamow kannten, entsteht das Bild eines kraftvollen, zielstrebigem, aber auch sehr schwierigen Menschen voller Widersprüche. Erschwert wurde seine Lebenssituation durch zunehmende gesundheitliche Probleme. Bereits in der Kindheit hatte er Gleichgewichtsprobleme, die jedoch seinerzeit nicht als Ménièresche Krankheit erkannt wurden. Nach der langen Haftzeit in der Kolyma, der Kälte und den Schlägen hatten sich die Symptome (Drehschwindel, einseitiger Hörverlust, Ohrensausen) verschlimmert. Mehrfach war er auf der Straße umgefallen und in eine Ausnüchterungszelle gebracht worden, weil man ihn für einen Betrunkenen hielt (um dem vorzubeugen, trug er später immer eine entsprechende ärztliche Bescheinigung bei sich). In den 60er Jahren nahm die Schwerhörigkeit dramatisch zu, bis er nicht mehr ans Telefon gehen konnte. Jedes Gespräch kostete zunehmend Kraft. Das schränkte nicht bloß die Kommunikation erheblich ein, sondern wirkte sich, wie aus Erinnerungen von Freunden und Bekannten hervorgeht, auf sein Wesen aus. Er war schon immer unduldsam und rigoros, nun aber wurden die Stimmungsschwankungen größer und er zog sich immer mehr in sich zurück. Das Mißtrauen wuchs, er wurde einsamer. Nur wenige Freunde kamen noch an ihn heran. Es fiel ihm immer schwerer, den Alltag alleine zu bewältigen und zu arbeiten. Schließlich wurde Schalamow 1979 mit Hilfe des Litfond, der Sozialorganisation des sowjetischen Schriftstellerverbandes, in ein Altersheim eingewiesen. Wenige Menschen kümmerten sich um ihn. Seine Verwirrung nahm zu. Einer der letzten Besucher vermerkt später, Schalamow habe Züge eines „ewigen KZ-Häftlings“ bekommen. Am 17. 1. 1982 starb Warlam Schalamow in einer Moskauer Nervenheilanstalt, in die er wenige Tage zuvor überführt worden war.

Überlebende der Konzentrations- und Vernichtungslager des 20. Jahrhunderts haben wiederholt zum Ausdruck gebracht, daß sie dem Lager selbst nach dem äußeren Ende ihrer Haftzeit nicht entinnen konnten. Wer im Lager den Tod „durchlebt“ (Semprun) hatte, trug ihn, so sehr er sich auch dagegen wehrte, zeitlebens in sich. Das Schreiben, die Möglichkeit, sich in der erinnernden Rekonstruktion mit dem Erlebten auseinanderzusetzen, hatte eine therapeutische Funktion. Die Verunsicherung aber, ob das Schreiben ein Weg sein könnte, um mit dem Erlebten fertig zu werden, blieb. Zu jenen, die den moralischen wie den ästhetischen Aspekt der Frage nach der Überwindbarkeit des Lagers im Medium der Literatur reflektiert haben, zählt Jorge Semprun. „Ich habe nichts als meinen Tod, meine Erfahrung des Todes, um mein Leben zu erzählen, es auszudrücken, es voranzubringen“, heißt es in *Schreiben oder Leben* (1994): „Mit all diesem Tod muß ich Leben schaffen. Und die beste Art, das zu erreichen, ist das Schreiben. Doch das Schreiben führt mich zum Tod zurück, schließt mich darin ein, erstickt mich darin. So weit ist es mit mir: ich kann nur leben, wenn ich diesen Tod durch das Schreiben auf mich nehme, aber das Schreiben verbietet mir buchstäblich zu leben.“ Schreiben bedeutet aus dieser Perspektive, sich immer wieder dem Tod stellen zu müssen, ihn gleichsam immer wieder aus Neue „durchleben“ zu müssen. Wie aber läßt sich eine derartige Erfahrung in Worte fassen, ohne sich dabei selbst zugleich dem „Nichts“ auszuliefern? Semprun kommt in seiner weiteren Argumentation an einen Punkt, den er für sich als eine unüberwindbare poetologische Grenze der eigenen Schreibversuche markiert, eine Grenze jedoch, die er als ein primär moralisches Problem verstanden wissen will: „Mein Problem aber ist kein technisches, es ist ein moralisches Problem und besteht darin, daß es mir nicht gelingt, mit Hilfe des Schreibens in die Gegenwart des Lagers einzudringen, sie in der Gegenwart zu erzählen ... So als gäbe es ein Verbot, die Gegenwart darzustellen ... Daher beginnt es in allen meinen Entwürfen vorher, oder nachher, oder drum herum, es beginnt niemals im Lager ... Und wenn ich endlich ins Innere gelange, wenn ich dort bin, bleibe ich stecken ... Ich werde von Angst gepackt, ich falle wieder ins Nichts, ich gebe auf ...“ Was Semprun hier formuliert, ist eine kontrovers diskutierte

ästhetische Grundfrage, die das Schreiben „nach Auschwitz“ bzw. nach dem GULAG generell betrifft: Wie kann man das Lager überhaupt „in der Gegenwart“ erzählen?

Schalamow, das belegt sein Leben ebenso wie sein Werk, schreckte nicht so sehr die Vorstellung, sich im erinnernden Schreiben immer wieder dem Tod ausliefern zu müssen. Ihn schreckte vielmehr die Tatsache, die Verunsicherung der Überlebenden angesichts der Gefahren einer erneuten Konfrontation mit dem Tod könne in einem Verdrängen oder gar in einem Vergessen des Erlebten enden. „Ich erschrak angesichts der furchtbaren Kraft des Menschen – dem Wunsch und der Fähigkeit zu vergessen“, formuliert der Ich-Erzähler in der Erzählung „Der Zug“: „Ich erkannte, daß ich bereit war, alles zu vergessen, zwanzig Jahre aus meinem Leben zu streichen. Und was für Jahre! Als ich das begriff, hatte ich mich selber besiegt. Ich wußte, ich würde es meinem Gedächtnis nicht erlauben, all das zu vergessen, was ich gesehen hatte.“ Die Gedanken des Protagonisten benennen die zentrale Lebensmaxime des Autors – Schalamow sah es als seine menschliche und literarische Pflicht an, die Erinnerung an das grauenvolle Geschehen in den Lagern des GULAG gegen alle inneren und äußeren Widerstände wachzuhalten. Sein Schreiben war ihm ein Instrument, sich zur Wehr zu setzen gegen eine Welt, in der Terror und Gewalt regierten und der Mensch buchstäblich zu „Menschenmaterial“ degradiert wurde.

Das Lager, so lautet Schalamows Fazit der eigenen Erfahrungen, ist eine „Negativerfahrung für den Menschen“: „Der Mensch darf nichts darüber wissen, nicht einmal etwas davon gehört haben. Kein einziger Mensch wird besser oder stärker nach dem Lager. Das Lager ist eine Negativerfahrung, eine Negativschule, es bedeutet Zersetzung für alle – für die Chefs und die Gefangenen, für die Bewacher und die Beobachter, für die Passanten und die Leser von Belletristik.“ [O proze, Bd. 4, S. 361] Ungeachtet dieser Einsicht, besser gesagt, gerade im Wissen um die zerstörerische Wirkung der Lager schrieb Schalamow die *Erzählungen aus Kolyma*, setzte sich selber und seine Leser immer wieder mit aller Unerbittlichkeit der Alltäglichkeit des Sterbens im Lager aus.

Indem er die Prozesse der Deformation des Menschen im Lager mit literarischen Mitteln untersuchte, war es ihm jedoch nicht so sehr um eine Abrechnung mit dem Sowjetsystem und dessen Gewaltpraktiken zu tun, sondern vor allem darum, die Fragilität dessen aufzudecken, was wir gewohnt sind, als Zivilisation oder Kultur zu bezeichnen. Die philosophische Ebene seines Nachdenkens über das Dasein des Menschen unter Bedingungen von Hunger, Kälte, unmenschlicher physischer Arbeit und brutaler Gewalt war verbunden mit der Reflexion ästhetischer Konsequenzen für die literarische Produktion. Und Schalamow ging noch einen Schritt weiter. Er warf in einer bis dahin, zumindest für die russische Kultur, nicht gekannten Schärfe die Frage auf, mit welcher Vorstellung vom Menschen der (europäisch gebildete) Intellektuelle eigentlich ausgestattet sei.

Schalamow zweifelte nicht daran, daß die humanistische Literatur des 19. Jahrhunderts eine Mitschuld trage an den Katastrophen des 20. Jahrhunderts, habe sie doch dem Menschen Hoffnung auf Rettung vermittelt, eine Hoffnung, die im 20. Jahrhundert durch Auschwitz und GULAG endgültig zunichte gemacht worden war. Die Maßstäbe hätten sich total verschoben, schrieb Schalamow in einem Brief, man könne dem Menschen aber kaum einen Vorwurf machen, daß er „für die nützliche Sache der Verbesserung des Menschen“ [dicker Band, S. 881 oben] auf Stereotype zurückgreife. Nach Puschkin sei die russische Literatur – vor allem Tolstoi – in erster Linie mit moralischen Belehrungen befaßt gewesen und habe entsprechende literarische Muster entwickelt. In dieser Hinsicht war Schalamow kompromißlos: „Ich will nichts widerspiegeln, ich habe nicht das Recht, für jemanden zu sprechen (außer, vielleicht, für die Toten der Kolyma). Ich will über einige Gesetzmäßigkeiten des

menschlichen Verhaltens unter bestimmten Bedingungen sprechen, nicht um irgend jemandem über irgend etwas zu belehren. Keinesfalls.“ [dicker Band, S. 882 oben]

Die Auseinandersetzung um die humanistische Literaturtradition, deren Vertrauen in das Entwicklungspotential des Menschen und deren Eintreten für einen selbstlosen Kampf – auch um den Preis des eigenen Lebens – gegen das Böse in der Welt war der zentrale Polemikpunkt mit Alexander Solschenizyn. War er sich mit ihm in der Aufgabe einig, das Geschehen in den Lagern mit Hilfe der Literatur gegen das in der Sowjetunion verordnete Schweigen zu bezeugen, so gingen die Ansichten über die ästhetischen Mittel deutlich auseinander. Schalamow warf Solschenizyn vor, den belehrenden Tonfall der Prosa Tolstois beizubehalten und nicht zu erkennen, daß die überkommenen Romanformen obsolet geworden waren. Hinter der Schwelle des Lagers bleibt in den *Erzählungen aus Kolyma* kein Raum für Hoffnung. An den grundsätzlich dezivilisierenden Folgen des Lagers für jeden Menschen ließ der Verfasser keinen Zweifel: „Unter Bedingungen aber, da die tausendjährige Zivilisation wie eine Schale abfällt und das Animalische, das Biologische offen zutage tritt, werden die Reste der Kultur für den realen und groben Überlebenskampf in seiner unmittelbaren, primitiven Form genutzt.“ [Pamjat'] Die ästhetischen Konsequenzen für ein Schreiben nach dem GULAG konnten Schalamows zufolge nicht rigoros genug sein. Immer wieder stellte er die Frage, wie davon erzählt werden könne. „Der Intellektuelle“, schreibt er, „konnte das Lager nicht im voraus durchdenken, konnte es nicht theoretisch erfassen. Die gesamte persönliche Erfahrung des Intellektuellen ist reine Empirie in jedem Einzelfall. Wie soll man über diese Schicksale erzählen? Es sind ihrer Tausende, Zehntausende...“ [Pamjat']

Ein Ausgangspunkt für Schalamow ist der grundsätzliche Zweifel, ob es nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts überhaupt noch möglich sei, den Protagonisten eines Romans oder einer Autobiographie als eine Figur in stetiger (Aufwärts-)Entwicklung zu entwerfen. Der Leser begegne dem Romanggenre mit größerem Mißtrauen, während sein Vertrauen in unterschiedliche Formen dokumentarischer Erinnerungsliteratur gestiegen sei. Roman und Autobiographie unterlägen Gattungsmerkmalen, die einer adäquaten literarischen Darstellung der Katastrophen, denen der Mensch im 20. Jahrhundert ausgesetzt war, nicht gerecht würden. Der Einschnitt war aus seiner Perspektive zu gravierend und erfordere deshalb völlig andere narrative Verfahren und ästhetische Lösungen als die bislang erprobten. Schalamow ging es darum, Erzählstrategien zu finden, um mit Hilfe bestimmter literarischer Distanztechniken die „reine Empirie“ individueller Lagererfahrung zu überwinden und das Lager, wie Semprun es formulierte, „in der Gegenwart zu erzählen“.

In seinen poetologischen Reflexionen, die er in Essays, Tagebuchnotizen und Briefen unternimmt, bezieht sich Schalamow hauptsächlich auf die *Erzählungen aus Kolyma*. Dabei schrieb er ein Leben lang Gedichte, legte Wert darauf, daß er ein Dichter sei. Und neben den bereits genannten autobiographischen Texten *Das vierte Wologda* und *Wischera* verfaßte er eine Reihe von meist kurzen, fragmentarischen Erinnerungen an das Moskau der 20er/30er Jahre und an die Lagerhaft in der Kolyma-Region. Die Erinnerungen an die Kolyma enthalten außer einigen Kurznovellen, deren Poetik an die *Erzählungen aus Kolyma* erinnert, auch essayistische Textpassagen mit Überlegungen zum Zusammenhang von Gedächtnis, Sprache und erinnerndem Schreiben.

Es ist unbestritten, auch für den Autor selbst, daß er in den *Erzählungen aus Kolyma* die konsequenteste Umsetzung seiner ästhetischen Maximen geleistet hat. Schalamow hat in ihnen eine Poetik äußerster Dichte und Lakonizität entwickelt, die den Leser erbarmungslos mit dem alltäglichen Leben und Sterben der Menschen in den Lagern konfrontiert. Angesichts der zivilisatorischen Regression, die nicht zuletzt an der Sprache im Lager, auch an der des Intellektuellen, ablesbar ist, fragt Schalamow, in welcher Sprache er mit dem Leser sprechen

können: „Wie verstehen lassen, daß das Denken, die Gefühle, die Handlungen des Menschen einfach und grob sind, seine Psychologie äußerst einfach, sein Wortschatz reduziert und seine Gefühle abgestumpft? Von diesem Leben kann man nicht in der ersten Person erzählen. Wird das doch eine Erzählung sein, die niemanden interessieren wird – so arm und begrenzt wird die seelische Welt des Helden sein.“ [Pamjat’]

Wer in der ersten Person wahrheitsgetreu über seine Lagerhaft schreiben wolle, müßte sich eigentlich in ein „instinktives, primitives Denken“ zurückversetzen und einer reduzierten, armen Sprache bedienen, schreibt er ausgehend von der eigenen Erfahrung.

Schalamows Argumentationslogik belegt, daß er die Diskussion um die Sprache zur Frage nach der ästhetischen Distanz als Voraussetzung für sein Schreiben zuspitzt. Das implizierte für ihn nicht nur den Versuch, in der sowjetischen Gesellschaft, in der „ein Protest gegen den Tod [...] lange nur in der Sprache des Henkers möglich“ gewesen war, „eine Sprache der Opfer des stalinistischen Terrors zu schaffen“, wie der Moskauer Philosoph Michail Ryklin treffend vermerkte. Schalamows Bemühungen um eine klare Differenzierung zwischen Opfer- und Tätersprache war Teil seiner prinzipiellen Suche nach Möglichkeiten einer narrativen Vergegenwärtigung der Logik des Tötens in den Lagern. Wichtigstes Anliegen war es, das Empfinden des Lagerhäftlings von einst, das rein Existentielle, und nicht die Weltsicht des Autors in der Gegenwart der Schreibsituation zu vermitteln. Er müsse aber, bekräftigte Schalamow, in seiner jetzigen Sprache schreiben, die sich deutlich von jener Sprache abhebe, welche er im Lager zur Weitergabe seiner damaligen einfachen Gefühle und Gedanken benutzt habe. Die Wahrhaftigkeit der Sprecherposition knüpfte er in erster Linie an die Aufgabe, die Empfindungen von einst in der richtigen Abfolge zu vermitteln.

In den Erzählungen agieren „Menschen ohne Biographie, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft“, einzig im Moment der Gegenwart, wie Schalamow im Essay „Über Prosa“ schreibt. Es gebe in seinen Erzählungen nichts, was als Sieg des Guten über das Böse auslegbar wäre. Die Seelenlage seiner Figuren erkundet Schalamow zumeist nicht. Seine Analyse „neuer psychologischer Gesetzmäßigkeiten“ und „des Neuen im Verhalten des Menschen“, eines Menschen, der „reduziert worden ist auf animalisches Niveau“, impliziert eine Ausblendung der Gefühle. Präziser gesagt, in den *Erzählungen aus Kolyma* werden Gefühle, wie alles, was den Menschen ausmacht, selbst das Denken – auf der Ebene physiologischer Vorgänge beschrieben.

„Niemals sann ich einem langen Gedanken nach“, erinnert sich Schalamow in „Gedächtnis“ an die eigenen Erfahrungen im Lager: „Versuche, das zu tun, verursachten nahezu physischen Schmerz. [...] Ich dachte über alles demütig und stumpf. Diese moralische und geistige Stumpfheit hatte ein Gutes – ich fürchtete mich nicht vor dem Tod und dachte ruhig an ihn. Mehr als der Gedanke an den Tod beschäftigte mich der Gedanke an das Mittagessen, an die Kälte, an die Schwere der Arbeit – kurz, der Gedanke an das Leben. Aber war das überhaupt ein Gedanke? Das war eine Art instinktives, primitives Denken.“ [Jazyk]

Der Mensch im Lager lebe nur durch den Instinkt, hatte Schalamow an anderer Stelle formuliert. Dieser Überlebensinstinkt des Menschen wird beispielsweise in der Erzählung „Typhusquarantäne“ erkundet: „Er wird die Wünsche seines Körpers erfüllen, das, was ihm der Körper in der Goldmine erzählt hat“, heißt es dort über die Hauptfigur Andrejew: „Die Schlacht in der Goldmine hat er verloren, aber das ist nicht die letzte Schlacht. Er ist Schlacke, von der Goldmine ausgeworfen. [...] Die Familie hat ihn betrogen, das Land hat ihn betrogen. Liebe, Energie, Begabung – alles ist zertrampelt, zerschlagen. Alle Rechtfertigungen, die das Hirn sucht, sind verkehrt, sind falsch, und Andrejew wußte das. Nur der von der Mine geweckte tierische Instinkt kann ihm einen Ausweg zeigen und zeigt ihn schon.“ Völlig entkräftet durch die Arbeit in den Goldminen, waren Hunderte von

Häftlingen in der Quarantänebaracke zum Dahinvegetieren verurteilt, das kaum noch mit Leben assoziiert werden konnte, für sie aber einen Aufschub des Todes bedeutete. Der Tod hatte längst seinen Schrecken verloren, war Normalität geworden. Umso erstaunlicher war aus Andrejews Sicht die Tatsache, daß er weiter lebte: „Viele Kameraden sind gestorben. Aber etwas, das stärker ist als der Tod, ließ ihn nicht sterben. Liebe? Erbitterung? Nein. Der Mensch lebt aus denselben Gründen, aus denen ein Baum, ein Stein, ein Hund lebt.“

Schalamow zieht den Leser der *Erzählungen aus Kolyma* in die Gegenwart des Lageralltags hinein, ohne ihm in moralischer Hinsicht einen Ausweg anzubieten. Er stellt seinen Leser, einer prägnanten Formulierung des Schriftstellers Andrej Sinjawski zufolge, einem Menschen gleich, „der in die Bedingungen der Erzählung eingesperrt ist“ wie der Häftling in die Bedingungen der Lager. Schalamows Position ist die einer ästhetischen Unerbittlichkeit, die den Leser damit konfrontiert, was es heißt, in der Lagerzivilisation gefangen zu sein, ohne Aussicht darauf, ihr je entkommen zu können.

Schalamow verdichtet dies Gefühl einer grundsätzlichen Unentrinnbarkeit in der Erzählung „Lend-Lease“ (1965) zu einem symbolträchtigen Bild, indem er die Wachtürme der Lager, Symbole des Terrors, mit den Architektursymbolen der neuen Epoche, den Moskauer Hochhäusern aus der Stalinzeit, zusammenführt: „Moskaus Hochhäuser sind die Wachtürme, die die Moskauer Häftlinge bewachen – so sehen diese Gebäude aus. Und wer hat die Priorität – die Kreml-Wachtürme oder die Lagertürme, die der Moskauer Architektur als Vorbild dienten? Der Turm der Lagerzone – das war die zentrale Idee der Zeit, glänzend ausgedrückt in Architektursymbolik.“ Die Wachtürme der Lager werden hier zum generellen Signum einer Epoche, in der das Lager selbst in der Hauptstadt der neuen Sowjetzivilisation, im eigentlichen Machtzentrum, zum alles beherrschenden Modell des Lebens geworden zu sein scheint. In ein einprägsameres Bild läßt sich die Spezifik der sowjetischen Lagerzivilisation, in der es letztendlich keine klaren Opferkollektive gab und in der die Grenzen zwischen Lager und Nicht-Lager sich durchaus verwischen konnten, kaum fassen.

Gerade weil in der Sowjetunion jeder potentiell zum Opfer werden konnte und Millionen auf die eine oder andere Weise den Terror- und Gewaltpraktiken ausgesetzt waren, verlangt Schalamow sich selbst als Schreibendem und seinem Leser enorme Anstrengungen ab. Und er war sich sicher, ein eigenes Wort in der Literatur über das Schicksal des Menschen unter Terror und Gewalt gesagt zu haben. Umso mehr hat er zeitlebens unter der fehlenden Anerkennung als Schriftsteller gelitten.

Warlam Schalamows Bücher sind in den vergangenen zwanzig Jahren in seiner Heimat mehrfach verlegt worden. Und erstmals in deutscher Sprache erscheint eine Werkausgabe mit allen *Erzählungen aus Kolyma*, autobiographischen Texten, Essays, Briefen und Gedichten. Schalamow muß man lesen, auch über Rußlands Grenzen hinaus. Der russische Schriftsteller Viktor Nekrassov bekräftigte 1986 im Wissen um die noch fehlende Rezeption in der damaligen Sowjetunion das Warum mit folgenden Worten: „Um sich selber immer wieder in Erinnerung zu rufen – so ist es gewesen. Etwas noch Furchtbareres als der Krieg, als das Inferno. Das Inferno ist der Sieg der Gerechtigkeit. Die Kolyma ist der Sieg des absolut Bösen.“

Bereits Schalamow hatte bereits 1965 gefragt: „Warum das Lagerthema? Das Lagerthema im weiten Sinne, in seinem prinzipiellen Verständnis ist die zentrale, die wichtigste Frage unserer Tage. Ist denn die Vernichtung des Menschen mit Hilfe des Staates etwa nicht die wichtigste Frage unserer Zeit, unserer Moral, eine Frage, die in die Psychologie jeder Familie eingegangen ist?“ **[O proze, Schluß]**